

# Predigt zum 2. Advent

(Evangelium nach Matthäus 3,1-12)

von Pfr. Dr. André Golob

---

„Bereitet den Weg des Herrn“, spricht Johannes der Täufer. Bevor man sich daran macht, einen Weg zu ebnen, alles beiseitezuräumen, was einer Ankunft im Wege steht, muss man erst einmal daran glauben, davon überzeugt sein, dass der Herr sich tatsächlich anschickt, zu kommen. Oder besser formuliert: Um zu glauben, dass Gott in das eigene Leben tritt und alles zum Guten wendet, darf man die Hoffnung noch nicht verloren haben, darf man sich noch nicht damit abgefunden haben, dass alles so bleibt, wie es ist.

Wie steht es da mit uns? Stehen wir uns selbst im Wege, oder haben wir noch Hoffnung, dass sich das alles Entscheidende in unserem Leben noch ereignen wird? Haben wir noch Sehnsüchte, Träume oder hat uns die normative Kraft des Faktischen, der drückende Alltag mit seinen täglichen Enttäuschungen und Frustrationen aller Zuversicht beraubt? Wenn wir jedoch nichts mehr erwarten in unserem Leben, dann sagen uns auch die Worte des Johannes nichts. Dann hängen wir, wie so viele, unseren Weihnachtsschmuck in die Fenster, nur um die Nachbarn zu beeindrucken. Dann bedeutet uns Weihnachten nichts mehr als die übliche glühweinschwangere, mit Lametta und Zuckerguss garnierte jährliche Routine – inhaltslos und sinnlos.

Doch religiöse Feste wollen uns nicht einlullen in den immer gleichen Trott heilloser Traditionen. Die Lehre des Mannes aus Nazareth ist vielmehr etwas, dass der Routine des Weitermachens entgegensteht. „So weitermachen“, das ist die leuchtende Überschrift, die über dem Eingangstor zur Hölle steht – „so weitermachen“. Dafür brauchen wir keinen Advent zu feiern. Im Gegenteil: Wenn wir Menschen so weitermachen wollen wie bisher, weiterhin unsere Unmenschlichkeit zelebrieren, dann ist die Ankunft von etwas anderem, etwas Neuem unerwünscht. Ja die Ankunft, die Änderung, die Umkehr ist der Feind aller, die so weitermachen wollen. Totschlagen möchten sie sie - die Hoffnung auf Änderung, die Träume und Visionen einer besseren Welt. Totschlagen muss man Derartiges, um nicht zu sagen: kreuzigen.

Je größer die zeitliche Distanz zwischen Religion und ihrem Schöpfer ist, desto mehr läuft sie Gefahr, ins Gegenteil zu mutieren und dabei Unheil zu produzieren. Ein Blick in die Geschichte der Kirche belegt diese fatale Vergessenheit. Durch Kaiser Konstantin wurde

Kirche zur Staatsreligion. Ab da hatte sie nicht mehr zu fürchten, verfolgt zu werden, sondern schlüpfte selbst in die Rolle der Verfolgerin. Sobald die anarchische Lehre Jesus Christi in eine etablierte Form gepresst wird, verliert sie rapide an Wirkkraft. Die Kirchen machten aus der Lehre des Gottessohnes eine Verwaltungsform der Macht und des Erhalts. Dostojewskis berichtet in seinem Werk „Die Brüder Karamasow“ davon, wie Jesus zurzeit der „heiligen“ Inquisition zurück auf die Erde kommt und dem unmenschlichen Tun Einhalt gebieten will. Was geschieht, ist schnell erzählt: Jesus wird zum zweiten Mal getötet, auf dem Scheiterhaufen der Inquisition. „Wir wissen, wer du bist“, sagt der Großinquisitor, „doch wir müssen Dich beseitigen, sonst würde sich alles ändern.“ So weiter machen.

Wie steht es da mit uns. Wollen wir, dass alles so bleibt wie bisher, dass sich Geschichte wiederholt. Und wenn sich Geschichte wiederholt, dann stets in einer noch bizarren, perfideren Form.

Oder machen wir dem Herrn den Weg bereit, der uns retten will aus unserer eigenen Verbohrtheit. Dazu will Johannes uns auffordern, uns wachrütteln, uns geradezu anbrüllen, damit wir erwachen aus dem Schlaf der Gerechten und sehen was im Argen liegt. Er will neue Sehnsucht lehren nach einer Welt, in der das Gute herrscht, Wohlwollen und Wertschätzung, die Sorge um jeden Einzelnen. Hinweg mit der Routine der Unmenschlichkeit.

Mit dem Protest steht Johannes nicht allein da. Vor ihm haben es viele versucht – denken wir an Amos, Hosea, Jesaja usw. Ihre Pädagogik ist dabei doch recht brutal und verschreckend. Nur noch mit drastischen Schockszenarien meinen sie ihre Mitmenschen zu erreichen, aus ihrer Starre herausreißen zu können. Und in der Tat muss man sich fragen: Wie bekomme ich die Menschen dazu, aufzuhorchen? Wie schaffe ich es, sie wachzurütteln?

Ich höre immer wieder: „Ach was bringt das denn, wer hört denn auf mich kleinen Willy? Ich bin doch viel zu unbedeutend.“ Viele glauben daran, dass nur die da oben etwas verändern können (wer das auch immer sein mag). Man muss Greta Thunberg nicht mögen, aber das Beispiel dieses kleinen Mädchens zeigt, das der einzelne Mensch durchaus etwas bewegen kann. Da steht ein kleines, trotziges Mädchen mit einem beschrifteten Pappkarton vor einer Schule irgendwo in Skandinavien, und löst was aus. Ob man politisch damit einverstanden ist, steht auf einem anderen Blatt. Aber das Ganze zeigt: Sogar kleine unscheinbare Mädchen, können was bewegen. Das kann Mut machen. Auch wir können etwas bewegen -

vor allem dann, wenn wir uns vereinen. Denken wir an die Rosenheimer Amnesty-International-Gruppe, die uns über ihre Arbeit - und ihre Erfolge! - berichtet hat.

„Bereitet dem Herrn den Weg“, das kann auch eine Aufforderung an unsere innere Verfasstheit sein. Denken wir an die Logik der Mystiker, die sagen: Ein Glas füllen wir erst dann mit Guten, wenn vorher das Schlechte herausgegossen wurde. Das ist nachvollziehbar. Beziehen wir das auf unsere Seele, unsere spirituelle Situation, dann bedeutet das: Wir müssen uns innerlich reinigen, leer machen aller negativen Dinge – seien es die eigene Gier, die eigenen Ängste oder all der banale Kirmskram, der unser eigentliches Leben zuschüttet und den Blick trübt für die eigentlich wichtigen Dinge. Da muss man auch mal den Besen in die Hand nehmen und klar Schiff machen, und manchmal auch die Peitsche in die Hand nehmen und raustreiben, was nicht dorthin gehört – wie Jesus im Tempel. Und tatsächlich ist unsere gequälte Seele der Tempel, in der sich das Heil der Welt gründet. Dort - die Mystiker betonen es - begegnen wir Gott. Aber nur dann, wenn er Platz hat und das Glas leer ist. Bereiten wir dem Herrn den Weg. Verbannen wir die ständige Gier, den Materialismus, den Größenwahn, den Egoismus, die Selbstverliebtheit und die Gefühlskälte aus unseren Seelen, aus unseren Gedanken. Denn sie gehören dort nicht hinein. Und machen wir unser Herz zu einer Krippe, die darauf wartet, gefüllt zu werden.

Johannes, der Cousin Jesu Christi, greift in seinem Protest gegen die Zustände seiner Zeit auf einen uralten Ritus zurück, einen Ritus der Reinigung und des radikalen Neuanfangs: die Taufe. Noch heute trägt der Täufling die Albe, ein weißes Gewand, das symbolisiert: Ich bin wertvoll, unberührbar, unverletzbar ... haltet eure schmutzigen Finger unter Kontrolle! Jedes Mal, wenn wir unsere Kirche betreten – dafür beneiden uns die Evangelen – tupfen wir einen Finger in das Weihwasserbecken und bekreuzigen uns und sagen uns damit: Gott liebt uns, er lässt uns nicht allein in dieser Welt. Immer, wenn wir so fühlen, dann bereiten wir Gott den Weg in unsere Welt, dann sind wir adventliche Menschen.

Amen.